

■ Andrzej Stasiuk

Expedition ins Niemandsland

**An den Grenzen der Ukraine,
wo die Völkerwanderungen
für einen Augenblick erstarren –
Eine Reise ins Herz Europas**

Diese Strecke ist bekannt für Raub und Diebstahl. Sogar die Zöllner auf der ukrainischen Seite verstehen es, den Reisenden Geld abzupressen oder Dinge zu konfiszieren, die ihnen gefallen. Soweit der Reiseführer. Natürlich beschlossen wir auf der Stelle, dorthin zu fahren. Umso mehr, als die Ungarn keinen anderen Grenzübergang zur Ukraine haben als Zahony. Während wir in der Station Zahony auf den Zug über die Grenze warteten, bereiteten wir uns auf eine „Erpressung“ vor, indem wir in diverse Taschen verschiedene Beträge in allen Währungen steckten, die wir besaßen. Hier ein Dollar, dort zwei, da zehn, für den Fall, dass sich einer als besonders unbestechlich erwies. Außerdem slowakische Kronen, Forint und sogar rumänische Lei, weil man ja nie wissen kann, was die Jungs gerade brauchen. Wir tranken uns mit dem letzten Körte Mut an und verdrängten den Gedanken, dass es der letzte in unserem Leben sein könnte.

Der Zug fuhr ein, zwei Waggon plus Lokomotive. In den ersten Waggon luden Burschen und Mädchen Waschmaschinen, Kühlschränke, Herde, Reifen, Hälften und Viertel von Autos sowie andere Gegenstände des täglichen Gebrauchs. Im anderen Waggon waren wir und hundert weitere Reisende. Außer uns sprachen alle ungarisch, ukrainisch, russisch, zigeunerisch und, wenn mich meine Ohren nicht täuschten, rumänisch.

Uns gegenüber saß eine Frau. Sie hatte nur ihren Reisepass dabei und eine Fünfliterflasche Öl. Nach der ungarischen Kontrolle rollte der Zug auf der Grenzbrücke über die Theiß. Da kam es im Durchgang zwischen den beiden Waggon zu einem Zwischenfall. Ein kahl geschorener Bursche schlug auf einen zweiten Glatzkopf ein. Dann mischten sich noch Mädchen ein, und es entstand ein solches Durcheinander, dass man nichts mehr sehen konnte. Einer musste allerdings der

Verlierer sein, weil nach einer Weile eines der Mädchen in unser Abteil kam und um eine Flasche Wasser bat, um den Verletzten ins Bewusstsein zurückzuholen und zu verbinden. Es sah nach einem privaten Konflikt aus, weshalb wir ruhig sitzen blieben und die Aussicht genossen.

Dann erschien der ukrainische Grenzwächter mit dem Zollbeamten. Verzweifelt versuchte ich, mich zu erinnern, wohin ich die diversen Beträge gesteckt hatte. Vor Angst hatte ich alles vergessen, und es bestand die Gefahr, dass ich bei Bedarf wie der letzte Idiot fünfzig Bucks herausholen würde, die ich dann, einmal vorgezeigt, nicht mehr wegstecken könnte. Die Grenzbeamten kamen immer näher, und in leichter Panik knüllte ich fünfzig Lei in der Faust zusammen, das ist gerade so viel, wie in Bukarest eine Schachtel Zündhölzer kostet. Schließlich kam der Grenzer zu uns, und ich reichte ihm die Pässe. Er sah sie flüchtig an, steckte sie in die Tasche und sagte auf Ukrainisch: „Ihr meldet euch im Bahnhof von Chop bei mir.“

Überraschende Wendung

Im Bahnhof von Chop wurden die Waren entladen. Die Leute reichten über die Köpfe hinweg Kühlschränke und Viertel und Hälften von Autos nach draußen. Die beiden Glatzköpfe schleppten in bestem Einvernehmen gemeinsam einen Fernseher. Wir entdeckten im Gewühl unseren Grenzer. Er nickte uns ein wenig schläfrig und gelangweilt zu. Wir folgten ihm, und ich rief mir ins Gedächtnis, wo ich die hundert Dollar versteckt hatte. Er geleitete uns wie Verurteilte durch den Saal der Zollabfertigung.

Wir passierten die Zollpforte, die Passkontrolle, kämpften uns durch die Menge, und plötzlich waren wir auf der anderen Seite. Dort händigte uns der Cicerone die gestempelten Pässe aus und sagte: „Ich wollte nicht, dass ihr in der Schlange stehen müsst. Habt ihr Hrywny?“ „Nur Dollar“, verplapperte ich mich. Er schaute sich um und rief mit einer

Kopfbewegung einen kleinen Kerl herbei, der eine Plastiktüte in der Hand hielt. Der Grenzer sagte: „Wechsle für sie, aber zu einem ordentlichen Kurs.“ Die Tüte war voller Hrywny, mit Gummibändern zu Bündeln geschnürt. Der Grenzer fragte, ob wir noch etwas brauchten, dann wünschte er uns eine gute Reise.

Der Waggon nach Uzhorod erinnerte an eine alte Wohnung, an einen verschossenen Salon aus der Zeit vor den zwei Kriegen. Vielleicht wegen des Grüns und der Tapetenstruktur der Wände, oder weil er so geräumig war. Die Passagiere saßen in Gruppen, die einen hier, die anderen da, wie an Tischen zum Kartenspielen oder in einem Teesalon. Es ist schön, wenn man in ein neues Land bei Anbruch der Dunkelheit kommt. Was vorerst noch neu und unbekannt ist, erscheint sofort als geheimnisvoll, und wir sind mit unserer Fantasie allein. Transkarpatien, das klang gar nicht schlecht für einen, der sein ganzes Leben auf der anderen, der „ciskarpatischen“ Seite verbracht hatte. Es war wie eine Expedition übers Meer, über den Ozean, und das hier, das waren die Antipoden.

Den Bahnhof von Uzhorod erfüllte ein Geruch wie von einem schwelenden Müllhaufen. In der Kneipe auf dem Platz vor dem Bahnhof gab es Kaffee wie in Ungarn. Klein, stark, in dickwandigen, henkellosen Schalen. Der Saal war dunkel, mit Holz verkleidet, und die Bar von einem soliden Bretterschlag umgeben. Im Licht der Laterne und im Schein, der aus den geschlossenen Buden und Kiosken drang, tauchten Gruppen von Kindern auf. Sie wurden von Hunden begleitet. Von irgendwo ertönte Musik. Die Minderjährigen waren unermüdlich in Bewegung, obwohl es auf Mitternacht zuing. Sie überquerten den Bahnhofplatz in allen Richtungen, stöberten und schnüffelten überall herum. Das wirkte fast wie ein Tanz, so gelenkig, beweglich und gestikulierend waren sie, und große Schatten wiederholten ihre Gesten.

Wir wollten etwas essen, doch in dem gläsernen Pavillon neben der Kühltruhe voller Koteletts stand schon ein gemachtes Campingbett. Auf der Steppdecke schlief eingerollt eine Katze. Trotzdem klopfte ich. Von hinten kam die Verkäuferin in Schlafrock und Pantoffeln. Sie schüttelte den Kopf, doch am Ende verkaufte sie jedem von uns ein großes Kotelett mit einer Semmel. Der ganze Bahn-

hof legte sich zur Ruhe. Die Fenster bei den Kassen und die Türen zu den Bars wurden nacheinander geschlossen, und es blieb nur mehr ein Spaziergang entlang der Perrons. Als unser Zug einfuhr, wurde es bereits hell.

Bei Tag stellte sich heraus, dass der Waggon leer war. Wir fuhren langsam und vorsichtig, bedächtig die Landkarte zerschneidend. Auf der rechten Seite war Rumänien, links die Ukraine, und unten floss die grüne Theiß. Als wir sie aus den Augen verloren, tauchten an ihrer Stelle Stacheldrahtverhaue auf. Auf der rumänischen Seite waren die Berge übereinander getürmt und auf den Gipfeln kahl und felsig, während sie auf der ukrainischen Seite die Form lang gestreckter, sanfter Rücken hatten, doch die einen wie die anderen schienen völlig menschenleer zu sein. Von Zeit zu Zeit waren auf Kartoffeläckern Menschen zu sehen, doch es hatte den Anschein, als wären sie von weither gekommen, weil man bis zum Horizont keine Siedlung entdecken konnte. Der Stacheldraht schnitt die reine Landschaft entzwei, und man konnte die materialisierte Metapher der Grenze betrachten.

Ich fuhr dieselbe Strecke, die vor siebenundfünfzig Jahren Pawel Niewiadomski aus dem „Salz der Erde“ von Józef Wittlin zurückgelegt hatte. Nur dass er in die andere Richtung gefahren war, von einem fiktiven Toporów-Czernielica in der Huzulei nach einem ebenfalls fiktiven Andrásfalva in Ungarn. Niewiadomski selber war auch fiktiv. Echt war nur der Krieg, in den er fuhr. So dachte ich also, während wir Bustyna passierten, an Europa und an dieses seltsame Experiment des Schicksals, das einem aus der Höhe des Himmels wie ein Bild im Objektiv eines Mikroskops erscheinen musste, das wir sehen, wenn wir einen Wassertropfen auf das Glasplättchen geben.

Ich dachte an diese ständige Bewegung, an dieses Knospen und Aufquellen und diesen Zerfall, an das organische Magma von Nationen und Sprachen, an die insektenhafte Völkerwanderung, die Überfälle, Fluchten, Expansionen, die Wirtschaft, die Politik, Habgier, Angst und auch Touristik zum Vorwand nimmt. Ich stellte mir Tschechen und Montenegriner vor, Esten und Serben, Slowenen und Mazedonier, Rumänen, Polen, Ukrainer, Bulgaren und Slowaken, Letten und Moldawier, Ungarn und Weißrussen, Kroaten, Albaner und Litauer, und ich stellte mir

vor, wie sie an deutlich gekennzeichneten, erbarmungslosen Breiten- und Längskreisen entlang wandern, auf der Suche nach geheimnisvollen Grenzen, auf der Suche nach jungfräulichen Gebieten, von denen sie ihren Anfang nehmen könnten, auf der Suche nach mythischen Regionen, in die vor ihnen kein Mensch den Fuß gesetzt hatte und in denen keine menschliche Stimme erklungen war, nach Ländern, in die sie die Vorsehung oder ihr eigener Wille geführt hatte und nicht ein Zufall, eine Laune oder die Ironie der Geschichte. Dieser Stacheldraht, der durch die Einöde verlief, erinnerte daran, dass der Boden hier immer noch Niemandsland war.

Jetzt tut es mir leid, dass ich keine Aufzeichnungen machte und mir keine Namen oder Entfernungen notierte, sondern gedankenlos dahinfuhr, animalisch in die Landschaft versunken, sodass ich mich an einzelne Fragmente der Reise wie an Fragmente eines Traums erinnere. Ich weiß zum Beispiel nicht mehr, wo der menschenleere Grenzübergang war. Vielleicht war das in Tjativ oder in Teresva oder in Cimpulung an der Theiß. Vom hohen Bahndamm aus waren ein weiter Betonplatz und graue Baracken zu sehen. Heruntergelassene Schranken auf beiden Seiten sperrten die Asphaltstraße. Jemand in Uniform querte die metallene Leere und warf einen langen Schatten. Und sonst nichts. Kein Auto, kein Mensch. Reiner Raum umgab diesen Ort, und die Zeit wartete erst darauf, dass sie an die Reihe kam oder auf ihre Beute, auf ihre großartigen fünf Minuten, in denen sie alles bis zur Unkenntlichkeit verändert und die ausgestorbene Grenze bevölkert, denn die Völkerwanderung mag für einen Moment erstarren, doch sie endet nie, jedenfalls nicht, bevor wir einander nicht alle täuschend ähnlich sind, gleich reich oder gleich arm. Hier waren Österreich, Ungarn, Rumänien, die Tschechoslowakei und die Sowjetunion. Dann tauchte am Ende des Waggons ein Mann mit einem Hammer auf, ein Zeichen, dass wir ankamen.

In Solotvyna war es heiß und wolkenlos. Vor dem Hintergrund des blauen Himmels standen schwarz die Räder von Fördertürmen. Unter der Erde erstreckten sich silbrige Salzflöze. Jemand zeigte uns, wo die Straße nach Rachiv führte. Wir gingen zwischen heißen Wohnblocks dahin. An der Autobushaltestelle warteten Menschen, doch keiner wusste, wann der Autobus kommen würde. Ein dun-

kelblauer Lada nahm uns mit. Wir fuhren die Theiß entlang. Sie floss in einer Felsschlucht, zwischen steilen, mit Fichten bewachsenen Berghängen. Der riesige Fahrer mit Bauch redete ohne Unterlass. Er erzählte von den Rumänen und zeigte auf das andere Ufer. Er erzählte vom vorjährigen Hochwasser und davon, dass sich die Theiß erhob wie ein altertümlicher, langmähiger Büffel, sich Biala Cerkev einverleibte, Sighetu Marmatiei überflutete, ukrainische und rumänische Felsen und Bäume mitriss und in die ungarische Tiefebene hinaustrug.

Friedhof der verrückten Frauen

Dann nahm uns ein Lastwagen der Marke Kamaz mit. Er wurde von einem jungen schweigsamen Burschen gelenkt. Er machte nur einmal den Mund auf, irgendwo bei den verrückten Serpentinaen auf halbem Weg nach Rachiv. Am linken Straßenrand stand eine kleine steinerne Säule. „Das ist die Mitte Europas“, sagte er ukrainisch und wandte sich wieder dem Lenkrad zu. Von Rachiv aus sollten wir mit dem Zug fahren. In den Waggons war es jedoch zu gedrängt und heiß. Wir ließen uns hinter einer hölzernen Baracke bei einem Nebengleis nieder und schauten auf die kegelförmigen Berge und die entschwindende Perspektive der Gleise. Es roch nach Heu und Xylamon zum Imprägnieren der Schwellen. Ein Kerl in wohl bekanntem Habitus kam auf uns zu: wattierte Jacke, Baskenmütze, Gummistiefel. Er begann lang, höflich und zereemoniell auf uns einzureden. Am Ende stellte sich heraus, dass es ihm um ein paar Groschen ging. Ich holte etwas Kleingeld aus der Tasche und gab es ihm mit ein paar polnischen Worten. Ohne das geringste Erstaunen nahm er das Geld und bedankte sich ebenso formlos.

Da war ich also tausend Kilometer gefahren und hatte drei Grenzen überquert, nur, um bekannte Gesten und kleine Abenteuer zu wiederholen, die ich zu Hause täglich erlebte. Beruht nicht darauf das Gefühl des Heimischwerdens? Auf der Wiederholung, auf der Gemeinsamkeit der Rituale? Machen wir uns nicht deshalb auf weite Reisen, um in unbekanntem Gebieten bekannte Dinge zu entdecken? Ich saß bei einer Eisenbahnbaracke am Rand der Ukraine und fühlte mich wie zu Hause. Es ist gut möglich, dass in meinem Blut unter dem Einfluss der transkarpatischen Hitze irgendwelche biolo-

gisch abgelagerten Kindheitserinnerungen zu gären begannen, aus den Ferien bei den Großeltern, wo ich ständig ringsum von Iwaniuks, Ostapiuks oder Semeniuks hörte und wo man zum Gemeindeamt oder mit dem Getreide nach Jablonna Lacka fuhr, das lachisch (polnisch) genannt werden musste, um es von etwas zu unterscheiden, was nicht lachisch war und daher ukrainisch sein musste. Ich saß also da, trank meinen ersten Slavutic und dachte über diesen seltsamen südöstlichen Magneten nach, der mich mein Leben lang anzog, wobei er Zufälle und Listen benützte, und im Laufe der Zeit sah das dann langsam so aus wie das Schicksal oder etwas Ähnliches.

Wir fuhren nach Süden und hielten wieder nach Bergen Ausschau. Die ersten Erhebungen tauchten hinter Nadvirna auf. Sie waren weit entfernt, noch nicht hoch, aber schon in jenen blaugrauen Nebel gehüllt, der stets an Grenzenlosigkeit denken lässt. Das Haus von Taras stand etwas höher, über den Eisenbahngleisen, die ins Herz der Huzulei hinein führen. Wir gingen an Bretterzäunen entlang durch Obstgärten. Auf dem Hof vor der orthodoxen Kirche saß eine alte Frau, und um sie herum drängte sich ein Kranz kleiner Mädchen. Sie sprachen der Alten die Worte eines Gebets nach. Wir stiegen durch den Friedhof. Auf den Kreuzen hingen Kränze aus blau bemaltem Blech, und auf alten Grabsteinen konnte man polnische und deutsche Namen lesen. Die Hütte von Taras war niedrig, mit steilem Dach, und roch nach Alter. Die Scheiben der Veranda klirrten leise. Nach rechts öffnete sich der Blick auf die Pforte von Kolomea – ein geometrisch präzise geschnittener Engpass zwischen zwei lang gezogenen Rücken. Links, im Westen, standen die drei hohen Joche der Brücke über den Prut. Dorthin gingen wir, um das Massiv der Gorgana wenigstens zu streifen, diese dicht bewaldeten, schattigen Flussschluchten und öden Berge, wo man fast hundert Kilometer gehen kann, ohne auf eine menschliche Siedlung zu stoßen.

Unterwegs lag an einem Waldrand, auf einem steilen, entlegenen Hang, ein seltsamer Friedhof mit kaum gekennzeichneten Gräbern. Sie sahen aus wie Maulwurfshügel oder Überreste kindlicher Begräbnisspiele. Das war der Friedhof der verrückten Frauen. In der Tiefe konnte man einzelne Gestalten ausmachen, die zwischen den Gebäuden der Irrenanstalt

herumgingen. Die kleinen Figuren waren scharf gezeichnet, jede für sich und einsam. Taras sagte, dass man im Winter die Särge auf dem Rücken hierher trägt – aus diesem Grund stirbt im Winter fast niemand. Und wirklich standen auf den kleinen Tafeln vor allem Frühlingsdaten, als wäre es doch möglich, den Tod aufzuschieben und auf einen günstigeren Zeitpunkt zu warten.

Dann traten wir in den dunkelgrünen Urwald, um nach ein paar Stunden auf der anderen Seite von Diljatyn wieder herauszukommen, eigentlich schon auf der Seite von Lubizna, am Fuße eines in den Himmel ragenden Viadukts. Der Prut war grünlich, lebendig und schäumend. Die Häuser in Lubizna erinnern sich an das 19. Jahrhundert: Sie sind aus Holz gebaut, reinlich, das eine oder andere mit Schindeln gedeckt. Taras führte uns in einen mit Steinplatten ausgelegten Hof, darüber rankte sich Wein, sodass wir in einem schattigen, feuchten Zelt standen, nicht kleiner als ein Zirkuszelt. Ich fragte, was das sei, und Taras antwortete, ein Ausschank. Ein legaler? fragte ich. Ein illegaler, antwortete er. Und die Polizei weiß davon? Natürlich weiß sie. Sie kommt doch selbst her.

Eine Frau begrüßte uns lächelnd und führte uns in eine kühle, niedrige Stube. Drinnen war es leer und sauber. Sie brachte eine Flasche selbst gebrannten Schnaps, Gläser, Schmalzbrote und Tomaten. Sie sagte „na zdrowie“ und verschwand. Alles um den halben Preis einer Flasche im Laden. Ich spürte, dass ich in einem freien, etwas anarchischen Land war, das es in Jahrzehnten der Sowjetisierung geschafft hatte, sein eigenes Gesicht zu bewahren. Ich saß hier in einer ganz gewöhnlichen Spelunke, über den Köpfen raschelte der Wein, die Wirtin hatte uns voll Würde und herzlich empfangen, und ihr Gewerbe hatte nichts Verstohlenes an sich. Sie machte auf die natürlichste Weise das, was sie für richtig hielt. Eigentlich hätte ich dort bleiben können, aber es wurde Abend, und am Morgen sollten wir weiterfahren.

Ein fahrender Basar

Zu Hause zeigte uns Taras ein Telefonbuch des Bezirks Lemberg aus der Vorkriegszeit. Wir fanden Drohobycz. Bruno Schulz hatte keinen Telefonanschluss. Nach Süden fuhren wir mit der Roten Ruta. Das ist eine Garnitur

rostbrauner Waggon, gezogen von einer Dampflokomotive, die zur Erinnerung an einen beliebten Schlager aus den Siebzigerjahren so genannt wird. Es war ein kühler Morgen. Auf dem Bahnhof von Diljatyn stand eine Menschenmenge, beladen mit Schachteln, Koffern, Eimern, Bündeln, Rucksäcken. Ich glaubte nicht, dass es uns gelingen würde, in den Zug zu kommen. Die Ruta fuhr schon voll beladen bis unters Dach ein. Doch es gelang. Die Menge trug mich wie eine Welle und setzte mich im Inneren ab.

Der Waggon war groß wie eine Halle, und es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Die Leute stiegen ein und aus, reichten einander über die Köpfe Pakete, suchten Sitzplätze und verloren gegangene Reisegefährten. Es war wie ein fahrender Basar, denn unablässig wurde mit etwas gehandelt. Frauen verkauften aus Eimern Piroschki – hellgolden, aus Hefeteig, gefüllt mit Bohnen, Kraut, Käse, Kartoffeln, Beeren, und sie schmeckten so, dass ich das nie vergessen werde. Die Verkäuferinnen wickelten die gelben, fettigen Wunder in Etiketten von „Sprite“. Von denen hatten sie ganze Packen dabei. Dann gab es noch Bier, das aus Tüten und Plastiksäcken verkauft wurde, Waffeln, die irgendwo in Häusern entlang der Trasse gebacken wurden, Schreibhefte, Kugelschreiber, Kreiden, Mützen, Tücher, Haarspangen, Coca-Cola aus großen Flaschen – mit einem Wort, es gab alles, was man auf einer Reise und im Leben gebrauchen kann.

Der Zug kroch langsam dahin und blieb alle Augenblicke stehen, der Prut schimmerte einmal auf der einen, dann auf der anderen Seite, und wir fuhren über Viadukte mit Bögen und Arkaden, um schließlich in einem kilometerlangen, nachtschwarzen Tunnel zu verschwinden. Auf diese Weise überwand wir, unter dem Berg, die Wasserscheide und waren wieder in Transkarpatien. Der Prut blieb zurück, und nun fuhren wir durch das Tal der Schwarzen Theiß. Rechts lag das Massiv der Gorgana wie auf der Handfläche vor uns, und links erhob sich das Massiv der Czarnohora mit der Howerla und dem Pietros.

Hier, von Kvasy weg, sollte eigentlich schon eine ganz andere Erzählung einsetzen. Eine Geschichte, die in sich auf ideal proportionale Weise eine Ortsnamenkunde mit Mythologie verbinden sollte. Eine reine Berglandschaft

wird immer durch die Geschichte, die Politik oder zivilisatorische Bemühungen schimmern. Der Vertikalismus der Berge stellt einfach eine Herausforderung und Konkurrenz für den Homo erectus dar. Ungefähr solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, als wir, beladen mit Trinken und Essen, in Richtung Sywula und Pietros aufstiegen. Unten blieb die Ukraine zurück, blieben Rumänien und Ungarn zurück, die Slowakei und alles andere.

Aus dem Polnischen von Martin Pollack

.....
Süddeutsche Zeitung, 27. Oktober 2001
<http://www.sueddeutsche.de/aktuell/sz/artikel90806.php>

Andrzej Stasiuk, gilt in Polen als einer der wichtigsten Gegenwartsauctoren. Er wurde 1960 in Warschau geboren. In seinem ersten Erzählband "Mury Hebronu" (Die Mauer von Hebron, 1992), setzt er sich mit seiner Gewalterfahrung im Gefängnis auseinander. Stasiuk desertierte 1980 aus der Armee und verbüßte seine Strafe in Militär- und Zivilgefängnissen. 1986 zog er nach Czarne, ein Bergdorf in den Beskiden. 1994 erschienen "Wiersze milosne i nie" (Nicht nur Liebesgedichte), 1995 "Opowiesci Galicyjskie" (Galizische Erzählungen) und "Bialy Kruk" (Der weiße Rabe; 1998 bei Rowohlt Berlin), 1996 der Erzählband "Przez rzeke" (Über den Fluss) und 1997 "Dukla".